

Im Volks-Konzert.

John Ritsch Esq. ist empört über die Rücksichtslosigkeit des „Mister Editer“.

Mister Editer!

Ich admeire Ihre Zbr Tschiel. En-chen können Sie Ihrem Familien-Heim (wann Sie Gen harwoe) sage, für Ihre Nerwe thät er Ihre nix ge gewide brauche.



Tscholl! ze lese un mandmal faaf Ich es aach un die Akti hält es berbeim, anower daß Sie emol komplimentieri e Baz für des Meteoropolitän für Mich schide thäie, des fältt Ich mit ei. Un Weckroad-Bäffes da sein Sie aach so Rinfisch demit.

Well, wie gesagt, Sie wern Mich nit berfor blamirn können, daß Ich Ihre e Stück von Meinem Meind gewone un ornlich geficht hen.

Un dann triex Ich am Samstag Morche e Enolopp mit Ihrem Letzer-Head bruff un wie Ich's uffmach da frin anow Tidets for e Kanzerl in Carnegie Hall (ober heest es „Kar-nobli“) drein.

„Gud“, hen Ich zu der Akti gesagt, „Gud, der Mister Editer thut doch reforme. Er schickt schon Tidets. Stagnobli Hall—Akti, Ich glaab des is e sehr schwele Affähr.“

„Of course“ sagt die Akti. „Der Mister Stagnobli, o des, da is nix ze sage. Er belangt zu die obere Prominenz. Ich werd das graue Metaphen anziehen in Cäs er kommt selbst.“

Un Ich hen Mir ertri en Ched gefischt un fünfhundert Dollars (bis-felst kleinere Wils un Gidensfood) eigefecht — in Cäs der Mister Carnobli thät forz laafe un schnell noch kleine Padet-Lebrädi schente wolle.

Un dann sein mer hin. In die Carnobli Hall. Un erlich, wie Ich es dem Dscher gegewore hen, da hen Ich genothigt, daß die Tidets blos für Orchestra-Siets gewese sein.

Un dann harwoe Mir Uns umge-acht, Mister Editer. Es is e Schäm! e Kurträdts war es. Die Lädies harwoe Dreffes an gehatt bis owone an de Hals enuff. Un die Schentelmen's harwoe Brinz Alberts un Südcocaks un tee Ridglows agehatt.

Die Akti hätt beinab die Histeries getreigt, wie sie genothigt hot, in was so e raubige, komente Kraud fe da gefimme is.

Un dann hen Ich Mei Tidets erans gejoze un hen sie agequkt un da hen Ich genothigt, daß die Tidets blos Fufzich-Cents des Stück folsche. Un e pappeller Simfonie - Kanzerl war es.

Was dente Sie dann eigentlich? Was hot die Prominenz mit „pappel-zer“ un mit Fufzich Cents zu thun? Dente Sie dann, Ich will so Rinfisch von Fufzich-Cents-Kompofers wie der Henden unwie sie heeche, ze höre? Ich will Weaner! Ich will Auf-zu-Datum-Kompofers.

Un Ich will nit insolted wern, bei mit so Leut uffemittet wern, wo in pappeller Kanzerls gehn.

Un die Akti konsidert es en Insolt, weil in der Reiz vor Uns e Schul-Tischern un hinner Uns e Fraun-gimmer gefohe hot, wo die Akti geschworn hot, es mißt e Söwännt-Giel oder e Governes oder so was Rehnfolsch sein.

„Am Gottes Wille“, hot die Akti gesagt, „wann die Riffes Wiener an der G Akti in so erer komente raubige Kraud sehe thät — es wär Mei Tod.“

„Loß Uns gehn, Akti“, hen Ich gesagt. „Ich hen so wie so en förchterliche Dorscht un könnt es hier nit lang stände.“

„No“, sagt die Akti. „No, John, mer wolle noch e Bihle bleibe. Vielleicht liebe Wir es besser, wie Wir dente.“

Well, also — mer sein geklewene un sie harwoe agefangen, ze fidsble. Wann es nit pappeller gewese wär, da wär's vielleicht gang gut gewese.

Un nach dem erste Stück hot die Akti gesagt, sie thät noch bleibe, sie thät e liebe, hot sie gesagt.

Ich bin enaus, weil Ich en Mann hen sehe müffe, wo Ich im Ereikimme genochficht hen un, um es forz ze mache, die Akti is geklewene bis zum End. Des heist bis beinab zum End.

Un wie Wir dann fort sein, da hen Ich gefragt: „Ich sag Mir blos in aller Welt, Akti, wie boscht Du in dem Fufzich-Cent-Kanzerl so lang bleibe können? Ich bin ofämt von Dir!“

„John“, hot die Akti gesagt. „Hofcht Du es dann nit genothigt. Sie harwoe in all uff Mei Deimonds gequkt. Ich

war ja die einzige Lädü, wo Deimonds von einiger Seis agehatt hot. In sie harwoe dorch das ganze Kanzerl immer all uff Mich gequkt. Un die annere Lädies müffe sich förchterlich gequert harwoe un schelles gewese sein. Ich hab es äfter all doch geliebt bei der papeller Mjuffit. Vielleicht gehn mer wieder emol her.“

Anower e Frechheit von Ihre war es deswege doch, Mir, dente Sie blos, Mister Editer, eme Mann wie Mich, Fufzich-Cents-Tidets ze offern. nll noch derzu Orchestra - Sih. Anower wann Sie for des nerke Kanzerl e Baz schide, vielleicht nemm Ich's.

Also einstweile so lang Mit Rigards Yours John Ritsch, Esq.

Englands König auf deutschem Geld.

Durch den Tod des greifen Großherzogs Adolf von Luxemburg (bis 20. September 1866 regierender Herzog von Nassau) ist der eigenartige Zustand beendet worden, daß deutsche Münzen, nämlich die nassauischen Vereinsthaler der Jahre 1859, 1860, 1863 und 1864, das Bildniß eines entthronten deutschen und zugleich regierenden ausländischen Fürsten zeigen. Aus diesem Anlasse dürfte es Beachtung verdienen, die Erinnerung an eine Zeit hochzurufen, in der ein ausländischer Herrscher zugleich auch auf deutschem Throne saß und deutsche Münzen prägen ließ, die zum Theil (nämlich, so weit sie Thaler sind) ebenfalls heute noch in Deutschland gefeldisch kurs haben. Dieser Fürst war Wilhelm IV., König von Großbritannien und Hannover (von 1830 bis 1837), geboren 21. August 1765, gest. 20. Juni 1837, dem in der Regierung Großbritanniens seine Nichte, die Königin Victoria, nachfolgte, während die Thronfolge in Hannover bei seinem kinderlosen Ableben auf seinen Bruder Ernst August (Vater des im Jahre 1866 entthronten Königs Georg V. von Hannover und Großvater des jetzigen Herzogs von Cumberland) überging. Unter der Regierung des Königs Wilhelm IV. wurden in Hannover, abgesehen von sonstigen Münzen in den Jahren 1834 bis 1837 Thaler geprägt mit der Umschrift um den Kopf des Königs: „Wilhelm IV., König v. Gr. Brit. u. Hannover.“ Diese Thalerstücke sind zum Theil selten, insbesondere ein solches aus dem Jahre 1836, auf dem der Kopf des Königs bedeutend größer als auf seinen sonstigen Thalern abgebildet ist.

Ein heiterer Dorscht

wird aus einer holländischen Garnisonstadt berichtet, wo ein Unteroffizier das Opfer seiner allzu großen Schneidigkeit geworden. Der Unteroffizier stieg in Beleitung von zwei Damen an einer Eisenbahnstation aus, wo, wie gewöhnlich ein Gendarm bei Ankunft des Zuges anwesend war. Dieser schreit den Unteroffizier nicht gesehen zu haben, er unterließ wenigstens den einem Vorgesetzten gebührenden militärischen Gruß. Der Unteroffizier ging auf ihn zu und fragte, ob er seine Pflicht nicht kenne. „Gewiß“, erwiderte der Gendarm, „aber ich habe Sie nicht gesehen.“ „Sie hätten mich aber sehen sollen“, lautete die Antwort, „und jetzt machen Sie vor mir die Honneurs, und zwar zur Strafe zweimal.“ Der Gendarm, um den sich eine Volksmenge verammelt hatte, da der Unteroffizier seinen Unterricht in militärischen Kommen mit lauter Stimme erteilt hatte, gehorchte und salutirte zweimal in der vorgeschriebenen Weise. Dann aber näherte er sich dem Unteroffizier und fragte: „Darf ich Ihren Urlaubspass sehen?“ Ein Gendarm hat nämlich das Recht oder vielmehr die Pflicht, jeden Militär unter dem Range eines Offiziers in einer anderen als seiner Garnisonstadt nach seinem Urlaubspass zu fragen. „Ich habe keinen“, sagte der Unteroffizier. „Dann muß ich Sie bitten, mir zu folgen, und ich rathe Ihnen, dies freiwillig und ohne Umstände zu thun, da ich sonst Gewalt brauchen müßte.“ Der Unteroffizier ging mit, hinterher folgten die beiden Damen. Der Garnisonkommandant schickte den Unteroffizier sofort in Arrest und am anderen Tage wurde er in seine eigene Garnison zurückgebracht, wo er von seinem Regimentskommandeur acht Tage Arrest erhielt, weil er seine Garnison ohne Erlaubniß verlassen hatte.

Ueber 100 Jahre alte Zeitungen in den Ver. Staaten.

Gegründet 1756: „New Hampshire Gazette“, Portsmouth, 1758; „Newport Mercury“, Newport, N. J., 1764; „Connecticut Courant“, Hartford, 1771; „Massachusetts Spy“, Boston, 1779; „New Jersey Journal“, Elizabeth, 1785; „Augusta Chronicle“, Augusta, Ga. 1786; „Hampshire Gazette“, Northampton, Mass., 1790; „Salem Gazette“, Salem, Mass., 1792; „Greenfield Gazette“, Greenfield, Mass., 1792; „New Jersey State Gazette“, Trenton, 1792; „The Guardian“, New Brunswick, N. J.

In der Musikantenhandlung.

Fräulein: „Dieser Walzer gefällt mir nicht.“

Kommiss: „D, der ist hübsch, es würde mich glücklich machen, ihn mit Ihnen zu tanzen, mein Fräulein.“

's Gashähnel.

Eine harmlose Geschichte aus Schwaben. Von Alfred Auerbach, Mitglied des Frankfurter Schauspielauses.

„Kondukteur!“ „Wa isch, Herr Zugführer?“ „s'Licht a'zunda, mir fahret glei en's Tunnelle nei! tapfer, vorwärts, warum isch denn no' toins a'zunda?“ „s'gohi net a', Herr Zugführer, i han scho' a ganz Schächtele Streich-hölzle a'g'schted! s'gohi aber partout net a'!“

„Ah bah! No will i's emol probiera; des muß doch ofisch aganga!“ Der Zugführer verbräucht auch ein Streichholzschächtele, dann versuchen's die Passagiere, sogar ein preußischer Passagier aus Berlin, es wird aber doch nicht belle.

„Kondukteur!“ „Der Zugführer!“

„Nehmet Se emol s'Biichle raus!“ „Jo, Herr Zugführer!“

„Hent Se's haufa?“ „Jo, Herr Zugführer!“

„Hent Se's?“ „Jo, Herr Zugführer!“

„Isch's auch g'schpigt?“ „Jo, Herr Zugführer!“

„No nehmet Se's au raus!“ „Jo!“

„Hent Se's?“ „Jo!“

„No schreibet Sie! Em Waga Nr. 1625, Abtheil Nr. C. — hent Se des, Kondukteur?“

„Jo, Herr Zugführer!“

„Also weiter — so lauft's besser, — also am Waga Nr. 1625, Abtheil C. befindet sich ein Licht. . . ein Licht, das aus unbekanntem Gründen net brennt. Hent Se des?“

„Jo, Herr Zugführer!“

„Also weiter . . . schreibet Se . . . net brennt . . . die Passagiere des Abtheils C. des Wagens Nr. 1625 beschweren sich deshalb, weil es ihnen am nöthigen Licht fehlt. . . Hent Se des?“

„Jo, Herr Zugführer!“

„An der Hauptstationi'wird's g'meldet, verstandaba?“

„Jo, Herr Zugführer!“

\*\*\*

— Tunnel. —

's Jügale fährt hinein und mit einem lustigen Pfiff nach zwei Minuten wieder heraus. Dann nähert es sich der Endstation. Der Kondukteur kommt mit einem neuen Streichholzschächtele, das ihm der Badmeister geschenkt hat, zurück ins Abtheil C.

„Jetzt muß i doch auch, ob i des Donnerdrucks nit doch a'bring!“ Das Jügale fährt in die Halle ein.

„Der Zugführer!“

„Wa isch denn?“

„s' brennt!“

„Wo denn?“

„Do des Licht em Wägele Nr. 1625. Ich han's doch g'brocht. Mer braucht nix g'melba!“

„Ja, wie hent Se denn des g'macht?“

„s' Gashähnel han i aufg'macht, Herr Zugführer, des hent mer vergesse g'het!“

Eine Rahenschlacht.

Napoleon I., der bekanntlich ein abgefagter Feind von Käse (und nun gar erst vom „englischen“) gewesen sein soll, war kurz vorher nach St. Helena „abgegangen“, als eines schönen Tages an allen Ecken der Stadt Chester große Plakate angeheftet waren: „Eine große Anzahl achtbarer Familien ist bereit, sich nach St. Helena zu begeben. Da aber dieses Island von ungeheuren Mengen dort hausender Ratten und Mäuse verheert wird, hat die englische Regierung sich entschlossen, jedes nur denkbare Mittel anzuwenden, um jene gefährlichen Plagegeister auszurotten. Un hier nun rath' Hilfe zu bringen, ist der Aussteller dieses Aufrufs beauftragt, einen genügenden Vorrath von Ragen in allerzürstest Frist hinüberzuschaffen. Für einen starken Rater werden 16 Schilling, für eine ermäßigte Räte 10 Schilling und für ein junges Käsechen eine halbe Krone bezahlt.“ Kein Mensch im ganzen britischen Königreich hat wohl je, auch nur im Traum, ausdenken können, daß es eine solche ungeheure Menge Schnurr-Murr-Thiere geben könnte, wie sie hier von Großmüttern, Müttern, Kindern und Kindeskindern angeschleppt worden sind. Die unglücklichen Thiere waren meist in Säcke verpackt, diese wurden in dem Vorwärtsfahren aller unsanft gepreßt und gequetscht. Und je mehr das geschah, desto mehr miauten und miezen die Rater und Käselein. Nun fingen die Weiber an zu schreien. Jetzt hat die eine Rahenbändlerin die andere getreten, gefohsen oder auch nur stärker gebrängt. Wie bei den alten Griechen flogen zur Schlocht aufreizende Worte herüber und hinüber. Zwanzig andere wollen Ruhe stiften, während vierzig kriegerische Stimmen das Recht oder Unrecht beider herüber und hinüber leidenschaftlich verteidigen. Dann brüllen auf einmal alle durcheinander. Ein gellender Schrei. Eine hat der andere ins Gesicht geschlagen! Wer geschlagen hat? Wer geschlagen ist? Niemand weiß es! Aber jede haut nun auf die Nachbarin ein, die natürlich das Empfangene mit Zinsen zurückgibt. Ueberall geballte

Fäuste, getraute Finger. — Hei! Das Kampfgetümmel gefüllt den Gassen, die natürlich „mitten drunter“ sind. Und das Jürike zu thun, Schneid- und reißten sie wie auf Verabredung alle Säcke auf. — Dadurch werden Tausende wüthender Ragen frei und werfen sich mit den spitzen, scharfen Krallen auf die Beine, den Leib, die Köpfe der kampfbereiten Weiber. Aus den Fenstern und von den Ballonen beobachteten die guten Bürger mit den behäbigen Gattinnen, verärgert grinsend, diese Ragenschlacht. Aber plötzlich verwandelt sich das Lachen. — Alles flüchtet Hals über Kopf in die Zimmer — denn — die wüthenden Ragen klettern zu den Ballonen hinauf! Was nützt den schreienden Bürgern die Flucht in die Zimmer? Die Ragen toben ihnen nach. — Die Scheiben fliegen in Scherben umher. — In den Zimmern stehen wunderbare Theetassen, Tassen, ganze Services. Ein Augenblick — und alles liegt in Scherben! Nun endlich greifen die Besonnenen zu den Waffen. Aber zwei Stunden lang hat der Kampf mit den wüthenden Bestien gewährt, bis endlich der größte Theil von ihnen zur Strecke gebracht und der Rest in die Flucht geschlagen war. Tage- und wochenlang aber mußten die Wunden geküßt und verbunden werden, und wie lange es gedauert hat, ehe alle Thranen über die Scherben, diesen meist unersehlichen Schaben, getrodnet sind, darüber schweigt die Geschichte.

Wer lebt länger?

Bei einem eingehenden Studium der Lebensdauer ist festgestellt worden, daß von hunderttausend Ehemännern und Wittwen im Alter von 40 bis zu 45 Jahren jährlich 1407 sterben, während von der gleichen Anzahl Junggesellen jährlich 1835 sterben. In jüngeren Lebensjahren ist der Unterschied noch größer. Man könnte hieraus ohne weiteres den Schluß ziehen, daß es „lebensgefährlicher“ ist, Junggeselle zu sein, als sich zu verheirathen. Man darf indessen dabei den Umstand nicht übersehen, daß die verheiratheten Männer sich hauptsächlich aus dem gesunden und stärksten Theil ihres Geschlechtes rekrutiren, während die Junggesellen in Ermangelung eines festen Heims mehr ein unregelmäßiges Leben führen, sowie auch solche, deren Gesundheit oder deren wirtschaftliche Verhältnisse zu wünschen übrig lassen, zum großen Theil darauf angewiesen sind, ledig zu bleiben. Alles dies muß ficherlich, wenn man die allerdings hohe Prozentzahl der Sterbefälle bei den Junggesellen ansieht, in Betracht gezogen werden; andererseits sind die lebensverlängernden Bedingungen der Ehe, wie gleichmäßiges Leben und bessere, geordnete, häusliche Pflege kaum in Zweifel zu ziehen. Daß das Verhältniß bei dem weiblichen Geschlecht gerade das entgegengesetzte ist, mag auf den ersten Blick selbst erscheinen. Es ist jedoch Thatsache, daß im allgemeinen unverheirathete Frauen älter werden als verheirathete. Einer der Gründe dürfte darin liegen, daß die Mehrzahl der Männer den feinen, zarten, weiblichen Typ dem starken, kräftigen vorgeht. Hieraus ergibt sich, daß ein Theil der ledig bleibenden Frauen in physischer Beziehung eine größere Widerstandsfähigkeit gegen Krankheitsfälle entwickelt. Und endlich darf man nicht vergessen, daß die unverheirathete Frau ein weit gleichmäßigeres Leben führt, insofern, als sie von unmittelbarer Sorge um Leben und Gesundheit des Gatten und der Kinder frei bleibt und all die kleinen und großen Sorgen, die die sittliche Entwidlung der Kinder der verheiratheten Frau macht, nicht kennen lernen.

Gastfreundschaft in Kaiser Wilhelm'sland.

Für unser Empfinden viel Komisches hat die Art und Weise, wie die deutschen braunen Landolente in Deutsch-Neuguinea die Gastfreundschaft ausüben. Man hat bei den freundschaftlichen Besuchen der Stammesgenossen aus den Nachbaröfem den Eindruck, als ob der Gastgeber dem Gast nicht mehr als Untertunft und Kost zu gewöhnen verpflichtet sei. Ohne besondere Begrüßung empfängt er die Gäste, die sich alsbald in das allgemeine „Hotel“ gekommene Junggesellenhaus begeben. Dort hoden fie, das Gesicht nach einer Richtung, marionettenhaft nieder und verharren in Würde, bis man ihnen etwas zum Essen bringt. Aber nicht einer der Gastfreunde fühlt sich veranlaßt, den Fremden Gesellschaft zu leisten. Etwas höflicher ist man, scheint es, gegen Europäer. Der Weiße wird genöthigt, Platz zu nehmen, zum Essen eingeladen und gegen Abend, was freilich mit unferen Höflichkeitsbegriffen nicht ganz übereinstimmt, darauf aufmerksam gemacht, daß es nun Zeit wäre — nach Hause zu gehen. Weibst man trotzdem zur Nacht, so erhält man ein brennendes Holzstück für die Beleuchtung des oben genannten Hotels. Hat der papuanische Gastfreund den Eindruck, sein als behandeltes Gast sei nicht ganz befriedigt von ihm, so überreicht er ihm beim Abschied, ein späterer Unannehmlichkeiten gleich vorzubeugen, ein in ein grünes Blatt gewideltes und mit einem Stricklein umschlungenes Tabakblatt, also eine förmliche — Friedenscigarre.

Der einsamste Leuchtposten.

Vielleicht der einsamste und abgelegenste Leuchtturm der Welt, jedenfalls aber unferer Großen Binnensee-region, ist derjenige von Stannard-Rod, weit drauße auf dem Superior-See. Er ist vom nächsten Hafen, nämlich demjenigen von Marquette, noch über 50 Meilen entfernt, und manche andere Leuchtturmbedienerete können sich im Vergleich mit denjenigen von Stannard-Rod heinohe wie Großstadtbesohner vorkommen.

Auf einem kleinen Klippenfelsen, der sich nur 2 1/2 bis 3 Fuß über dem Spiegel des Sees erhebt und einen Durchmesser von nicht mehr als 15 bis 20 Fuß im Ganzen hat, steigt der kegelförmige graue Leuchtturm 102 Fuß über der Wasseroberfläche empor. Sein Licht kann man bei völliger Klarheit über 18 Meilen Entfernung wahrnehmen; bei trübem Wetter aber gibt eine gewaltige Dampfpeise den Fahrzeugen, welche in der Nähe vorüberkommen, ziemlich wirkungsvolle Warnung. Und diese Warnung ist sehr nothwendig; denn der Leuchtturmfels bezeichnet eine höchst gefährliche Untiefe, welche sich nordwestlich und südöstlich 290 Fuß erstreckt und volle 1500 Fuß breit ist. Das Wasser um diese Stätte herum gehört zu dem tiefsten des ganzen Superior-Sees; mit Lothungen ist man bis zu einer Tiefe von 600 Fuß gekommen.

Früher hatte der Wärter dieses Leuchtturms nur einen oder zwei Gehilfen und kam oft eine Reihe von Monaten hindurch niemals von seinem Posten weg. Bald jedoch nahm Untel Sam Rüdtsicht auf die entsetzliche Einsamkeit und stellte im Ganzen vier Mann hierfür in Dienst, sodaß eine etwas häufigere Ablösung möglich ist. Man kann nur von einer Seite an den Leuchtturm herankommen, und mitunter wurden zurückkehrende Bedienstete durch hochgehende See völlig am Festen verharren und mußten viele Stunden in ihrem Boot warten oder einen Zufluchtsort in weiter Ferne auffuchen!

Eine eigenartige Jubelfeier.

In der holländischen Stadt Gouda hat jüngst eine Pfeifenfabrik das 27jährige Jubiläum ihres Bestehens gefeiert, wobei die seltene Thatsache zu vermelden ist, daß sie vom Tage der Errichtung an bis auf heute in einer und derselben Familie geblieben ist. Die holländische weiße Thonpfeife ist überall bekannt, auf vielen Abteilungen ist sie ein stehendes Attribut des Holländers, den man sich ohne diese Pfeife fast gar nicht mehr denken kann, und wenn auch die Zigarre einen Theil der rauchenden Welt sich erobert oder wenn anderweitig die Pfeifenindustrie anderes Material, wie Holz, Knochen und Porzellan verwendet und selbst die Kunst in ihren Dienst gezogen hat, so ist die Goudasche Thonpfeife heute noch bei der breiten Masse des Volkes ebenso ausschließlich im Gebrauch, wie vor 300 Jahren. Der Arbeiter, der für wenige Cents Tabak in einem Laden kauft, erhält in der Regel als Dreingabe eine Pfeife, zu Hause raucht der Bürger, wenn er die Zeitung liest oder im Familienkreise sitzt, seine Pfeife, und der Bräutigam bedient sich während der Dauer seines öffentlichen Aufgebots einer mit farbigen Bändern geschmückten Pfeife. Wann diese Pfeifenindustrie in Gouda entstanden ist, kann nicht festgestellt werden, wahrscheinlich ist sie von England eingeführt worden, worauf noch viel beim Anfertigen dieser Pfeife gebrauchte Ausdrücke und Worte, die englischer Herkunft sind, weisen. Die einzelnen Fabrikanten verfahren bei ihr in verfertigten Pfeifen bald mit einer besonderen Marke, die meistens in einem oder mehreren Buchstaben bestand. In der Mitte des 17. Jahrhunderts zählte man in Gouda mehr als 300 soider Fabrikanten, in denen etwa 4000 Menschen beschäftigt waren. Sie gingen von hier, den Rhein entlang, auch nach Deutschland, und da Köln, wie es schien, der Stapelplatz dieser Waare war, wurden und werden — wenigstens in Süddeutschland — diese Pfeifen heute noch vom Volk „kölnische Pfeifen“ genannt.

Angewandte Lebensart.

„Mr. Flottwell hab' ich lange nicht gesehen.“ „Weißt Du noch nicht, der hat mit seinem Automobil das Weite gesucht.“ „So ist er in des Wortes wahrster Bedeutung verduftet!“

Ein Besuchsge.

„Mensch, was machst Du denn für Ziden, lauft am hellen Tage als Clown in Deiner Bude rum!“ „U, Ach — das ist zum Ausberhaufahren“, laffe ich da vorgefien meinen Anzug als Pfand in dem Maskenverleihnstitut und habe Marke und Schein in dem Anzug stecken lassen, nun weiß ich nicht mehr, wo das war.“

Enfant terrible.

Junger Dichter: „Sie haben den kleinen Band Gebichte, den ich mir erlaubt habe, Ihnen zu senden, wohl empfangen?“ Dame: „Ja, allerdings, sie sind reizend, wo habe ich ihn doch gleich hingelagt?“

Eine Ausnahme.

„Sagen Sie mir, was eine Person liest, und ich werde Ihnen sagen, was sie ist.“ „Nicht immer. Da ist A. B. meine Frau, die liest fortwährend im Kochbuch, eine Köchin ist sie aber doch nicht.“

Grob.

Herr: „Wie geht es denn Ihrem Sohne, dem Leutnant?“ Aeltere Dame: „Ach, der macht mir recht viel Sorgen, er kann das schreckliche Jagardspiel nicht lassen.“ Herr: „Na, das finde ich nicht so schrecklich, wie das Klavierspiel Ihrer Tochter.“

Am Richttag.

Hausfrau: „Ja, was soll ich Ihnen denn für ein Zeugniß geben, wo ich so unzufrieden mit Ihnen war?“ Wädchen: „Es genügt die Bestätigung, daß ich sechs Wochen bei Ihnen ausgefallen; das ist die allergrößte Empfehlung.“

Bei der Schmiere.

Direktor (während einer Raufjagd auf der Bühne zu den Zuschauern): „Dem Stücke nach verläuft ja diese Sache, so schümmen sie auch aussteht, unblutig . . . wenn nun das verechte Publikum noch ne Kleinigkeit draufzahlen wollte, dann wird der Eine umgebracht.“

Ungarische Kommandosprache.

Retrut: „Sauterl hot mich Hauptmann genannt.“

„Und da bist Du so begeistert darüber?“

„. . . hot es auf ungarisch gesagt!“

Auch ein Fleiß.

Chef (zum Proturisten): „Haben Sie denn an unserm neuen Buchhalter auch Fleiß wahrgenommen?“

Proturist: „O ja! Er thut sehr fleißig . . . faulzugen!“

Seine Rede.

Frau A.: „Es hat mir unendlich leid gethan, Liebste, daß ich so ganz auf Ihren letzten Gesellschaftsabend vergesse hatte!“

Frau B.: „Ah, Sie waren nicht da?“

Sein Ideal.

Freihchen: „Wenn ich mal so groß bin wie Bruder Karl, schaff' ich mir auch große Kragen an.“

Mutter: „Warum?“

Freihchen: „Da braud' ich mir doch nicht mehr den Hals zu waschen!“

Unter Freundinnen.

„Mein Bräutigam hat mir rund herausgesagt, daß er mich nur wegen meines Geldes heirathet.“

„Und Du nimmst ihn?“

„Natürlich! Gerade diese Offenheit ist reizend und gefältt mir.“

Auch ein Grund.

„Wie kommt es nur, daß jetzt so viele Männer Junggesellen bleiben?“

„Ganz einfach, weil sie sich davor fürchten, eine Frau aus dem vorigen Jahrhundert zu nehmen . . . und andere sind noch nicht zu haben.“

Aus dem Gerichtssaal.

Richter: „Haben Sie denn nie das Bedürfniß empfunden, zu arbeiten und eine nützliche Rolle in der menschlichen Gesellschaft zu spielen?“

Strolch: „Na, wie kann ich eine nützliche Rolle spielen, wenn Sie mich immer einfernen!“

Gefährder Zwist.

Sie (aus reichem Hause): „Ich hätte Dich nie geheirathet, aber meine Eltern haben mich zu dieser unseligen Heirath getrieben!“

Er (verführter Lebemann): „Und ich hätte Dich nicht geheirathet, aber mich haben meine Kläubiger dazu getrieben!“

Gegenseitige Verständnismittel.

Reisender (zu einem bekannten Hotelier, bei welchem er nicht wohnt): „Sagen Sie, mein Bestler, warum kleben mir die Kellner mancher Hotels einen Zettel auf den Koffer mit der Bezeichnung: „1. Klasse?““

Hotelier: „Das soll heißen: „Schamgation erster Klasse“ und wird draufgeklebt, wenn sie kein Trinkgeld geben, zur Darnaachrichtigung für andere Kellner.“

Angewandte Lebensart.

„Mr. Flottwell hab' ich lange nicht gesehen.“

„Weißt Du noch nicht, der hat mit seinem Automobil das Weite gesucht.“

„So ist er in des Wortes wahrster Bedeutung verduftet!“

Ein Besuchsge.

„Mensch, was machst Du denn für Ziden, lauft am hellen Tage als Clown in Deiner Bude rum!“

„U, Ach — das ist zum Ausberhaufahren“, laffe ich da vorgefien meinen Anzug als Pfand in dem Maskenverleihnstitut und habe Marke und Schein in dem Anzug stecken lassen, nun weiß ich nicht mehr, wo das war.“

Eine Ausnahme.

„Sagen Sie mir, was eine Person liest, und ich werde Ihnen sagen, was sie ist.“

„Nicht immer. Da ist A. B. meine Frau, die liest fortwährend im Kochbuch, eine Köchin ist sie aber doch nicht.“